

Mentalisieren mit den Mumins
Aspekte der Mentalisierungsbasierten Theorie (MBT)
am Beispiel der Mumin-Familie und ihrer Freunde

Mentalization with the Moomins:
Exemplifying Aspects of Mentalization-Based Treatment (MBT)
with the Moomin Family and Their Friends

Ingo Engelmann, Buchholz

Mentalisierungsfähigkeit wird als ein zentraler Entwicklungsaspekt verdeutlicht am Beispiel der Mumin-Familie. Diese skandinavischen Trolls zeigen in ihrem Erleben, Denken und Zusammensein eine ausgeprägte Fähigkeit, sich in den anderen hineinzuversetzen und daraus über sich selbst zu lernen. Markierte Spiegelung, Äquivalenz- und Als-ob-Modus werden lebendig, wenn man dabei immer wieder mal die Mumins betrachtet. Die Entwicklung des jungen Mumin sowie die reife Mentalisierungsfähigkeit der Muminmutter werden mit Textbeispielen beschrieben.

Taking the Moomin family as an example, mentalization is clearly illustrated as an ability central to development. In their experiences, thoughts, and life together, these Scandinavian trolls depict a distinct ability to empathize, from which they also learn about themselves. By taking a closer look at the Moomins, marked mirroring, psychic equivalence and pretend mode come to life. Young Moomin troll's development, as well as Moominmamas's mature ability to mentalize, is delineated using text examples.

Vorbemerkung zur Mentalisierung

Das Leben besteht daraus, sich selbst zu erkennen, sich zu verstehen und sich in Beziehung zu setzen – zu anderen, zur eigenen Geschichte, zur Welt. Von nichts weniger handeln die Konzepte der Mentalisierung, die seit den neunziger Jahren aus England in die Welt gegangen sind. Es ist ein System von Konzepten, die sich auf die Facetten des Lebens richten: Konzepte der Beziehung und Bindung, Konzepte des Werdens und der Entwicklung, Konzepte von möglichen Störungen und dem therapeutischen Umgang damit. Außerdem beschäftigen sich mentalisierungstheoretische Überlegungen auch mit neurobiologischen Prozessen seelischer Funktionen. Mentalisierungsbasierte Konzepte bauen auf psychoanalytischen Modellen auf und beziehen kognitive Elemente ein, fundieren auf neueren Erkenntnissen der Neurobiologie und -chemie des Nervensystems und des Gehirns, und sie

erlauben nicht zuletzt die Nutzung des gesunden Menschenverstandes. Man sieht, diese Konzepte sind angetreten, vieles zu erklären – wenn nicht letztendlich alles.

Obwohl die mentalisierungsbasierten Theorien (MBT) eine so umfassende Ausrichtung haben, sind ihre zentralen Momente überschaubar. Der Mensch entwickelt seine seelischen Funktionen und Strukturen in einer bestimmten, nahezu gesetzmäßigen Art und Weise und entwickelt so das Bewusstsein, ein seelisches Wesen unter anderen seelischen Wesen zu sein. Er interagiert mit den anderen und macht sich ein Bild von der Welt (weiter hierzu Allen/Fonagy 2006; 2008; Dornes 2004; Brockmann/Kirsch 2010; Schultz-Venrath 2013).

Die Entwicklung des „physiologischen Nesthockers“ Mensch beginnt mit der Verschmelzung von Eizelle und Spermium, vollzieht sich neun Monate in sicherer Obhut und geregelten Reizmustern, dann tritt er ans Tageslicht und stellt fest, dass er nicht versteht, worum es geht. Die innere Struktur des Babys ist undifferenziert und beschränkt sich auf wenige Zustände: Hunger, zu warm oder zu kalt, einsam. In den nächsten Jahren lernt das Baby einen unglaublichen Katalog von Hinweisen, Zusammenhängen, Regeln – und das meiste davon läuft über die Eltern und speziell die Mutter. Sie begleitet das Baby durch die Monate, verfolgt seine Wahrnehmungen und seine Umwelt und kommentiert diese, erklärt sie, erträgt sie oder freut sich daran. All das spiegelt sie dem Baby derart markiert zurück, dass es seinen eigenen Kosmos von dem anderer Wesen zu unterscheiden lernt. Außerdem lernt es viel über sich selbst, über die innere Landschaft und die Affekte, die zunächst ziemlich vermischt und verwischt sind. Der kleine Mensch erprobt dann seinen Umgang mit der Welt in den verschiedenen Modi der Wahrnehmung: wirkt zunächst alles so, als sei es rein durch Beobachtung aufschlüsselbar nach Motiv und Ziel (teleologischer Modus) so kommen später die Allgleichheit des Äquivalenzmodus (ich und die Welt, das ist alles eins) und die Getrenntheit des Als-ob-Modus (so wie im Spiel kann man eine eigene Welt erschaffen, die von den Gesetzen der realen Umwelt abgekoppelt ist). Später wird das dann hoffentlich zu einem integrierten Modus reflektiert, die verschiedenen Schrittfolgen ergeben einen gemeinsamen, wunderbaren Tanz. So weit das Ideal.

Natürlich kann auf dem Weg dieser Entwicklung (die ja schließlich Jahrzehnte dauert) vieles mal hierhin oder dorthin abweichen, schief laufen, anders sein. Dann muss man etwas ändern oder sich abfinden. Aber grundsätzlich bleibt im Mittelpunkt: Es hilft einem weiter, wenn man sich selbst als seelisch angetriebenes Wesen versteht und vom Gegenüber annimmt, dass es ebenso funktioniert. Man betrachtet sich selbst aus den Schuhen des Gegenübers – und hofft, der tue das auch. Das ist mehr als nur Empathie, denn diese richtet sich von einem auf den anderen – Mentalisierung ist immer ein Hin und Her, eine Interaktion.

Vorbemerkung zu den Mumins

So kann man ausreichend oft von sich selbst und von anderen etwas verstehen, was dann dabei hilft, miteinander klarzukommen. Jeder kann von jedem lernen. Wir werden im Folgenden versuchen, anhand von einigen Ausschnitten aus dem Leben der Mumin-Gemeinschaft mehr davon zu verstehen, wie Mentalisierung im Alltag kleiner Trolls hoch im Norden funktioniert – und das wiederum lässt sich in Verbindung setzen zu unserem Alltag in der globalisierten Welt.

Die Mumins sind eine Kleinfamilie mit Vater, Mutter, Kind. Es ist eine Trollfamilie, und Trolle sind klein. Außerdem sind die Mumins ziemlich rundlich und brauchen aufgrund ihres seidigen Fells keine Kleidung. Die Mumins haben einen großen Freundeskreis, zu dem Schnupferich und Schnüferl gehören sowie Mumins besondere Freundin, das Snorkfräulein und deren Bruder Snork, die kleine Mü ist auch oft dabei, es gibt Homsas und Hemule, die Filifjonka und die Misa, Too-Ticki und Vifsla und Tovsla. Das sind beileibe nicht alle, aber man erkennt: es ist eine vielfältige Gesellschaft. Nun sind das nicht nur einfache Namen von Mitgliedern dieser Gesellschaft, die sich ansonsten eher ähnlich sind, sondern jeder von ihnen ist ganz eigen, sehr besonders und oft ziemlich schräg. Tove Jansson hat über die Mumins von 1945 bis 1970 neun Bücher geschrieben. 2002 begann der Verlag, alle in neuer Übersetzung vorzulegen – näher am Original, weniger harmonisierend, weniger putzig und irgendwie ernsthafter. Das hätte der Muminmutter gefallen. Sämtliche Zitate in diesem Aufsatz beziehen sich auf diese neuen Übersetzungen von Birgitta Kicherer. In Deutschland erschienen die Bücher in der ursprünglichen, „entschärften“ Übersetzung in völlig anderer Reihenfolge, als Jansson die Bücher geschrieben hatte (Jendis 2001).

Tove Jansson ist als Tochter einer schwedischen Familie in Finnland aufgewachsen. Sie hat zunächst gemalt und gezeichnet, ehe sie anfang zu schreiben und mit den Mumin-Büchern ihr Hauptwerk schuf, dass sie auch selbst illustrierte. Sie veröffentlichte zusammen mit ihrem Bruder auch sieben Bände mit Mumin-Comics, die vorwiegend in England in Tageszeitungen erschienen. Als sie 2001 starb, war sie in Skandinavien Kultautorin nicht nur für Kinder, in Deutschland aber längst nicht so bekannt wie Astrid Lindgren, die ihre Pippi-Langstrumpf-Bücher annähernd zur gleichen Zeit geschrieben hatte. Jendis führt das in ihrer Dissertation über die Rezeption der Mumin-Bücher in Deutschland vorwiegend darauf zurück, dass hierzulande großer Wert darauf gelegt wurde, Bücher in die Sparte „Kinderbuch“ oder „Erwachsenenliteratur“ einsortieren zu können. Das gelang mit den Mumin-Büchern immer weniger, je mehr sich die Themenschwerpunkte von drolligen Kindereien auf bedrohliche Szenarien verlagerten und auch die Übersetzungen immer weniger auf das ausgerichtet wurde, was man in den sechziger Jahren für kindgemäß gehalten hatte. Es lohnt sich, die Mumins ernst zu nehmen. Selten gelang das durchgängig und offensiv – wie beispielsweise Müller-Nienstedt (1994) mit ihrem Entwurf einer jungianischen Interpretation von Mumins Inselabenteuer.

Die Mumins werden uns mit ihren Erlebnissen und Erkenntnissen auf den Weg helfen, um Mentalisierungskonzepte identifizieren und umsetzen zu können. Wir erleben die Mumins und ihre Freunde als mentalisierungsbegabte Wesen, und es erweist sich als nützlich, die Schablone des Mentalisierungsblicks über die phantasievollen und bedrohlichen, witzigen oder frechen Geschichten aus dem Mumintal zu legen. Man kann die Geschichten natürlich mit großem Gewinn einfach so lesen. Man kann sich aber auch einzelnen Hintergründen intensiver zuwenden, um die eigene Sensibilität für Mentalisierungsprozesse zu schärfen. Denn: Von den Mumins lernen heißt Mentalisieren lernen.

Erstes Kapitel: Das Spiegeln

1.1. Mumin, die Insel und die Seepferdchen

Als irgendwann im Mumintal der Alltag porös wird und ein wenig bröselig, der Vater nicht mehr weiß, wovor er seine Familie schützen soll und wovor er sie nicht zu schützen braucht, also seine Identität mächtig ins Wanken kommt und er nicht mal mehr an seinem Leuchtturmodell weiter bauen mag (das seien nur Kindereien, der selbstgebaute Leuchtturm sei ja gar nicht echt) – da beschließt die Familie neu anzufangen. Auf der Insel, die auf der Karte im Wohnzimmer nur so klein ist wie ein Fliegenschiss, und alle hoffen, dass sie nicht in Wirklichkeit ebenso klein ist. Aber ein Klecks auf einer Landkarte ist nur ein Zeichen für etwas, und das Etwas kann in Wirklichkeit durchaus erheblich größer sein, darauf bauen alle. Mumin und seine Eltern sowie die Kleine Mü machen sich auf den Weg, verfolgt von der zunächst unerkannt bleibenden Morra (die uns weiter unten noch eingehender beschäftigen wird). Die Reisenden begegnen dem stummen Fischer.

„Der war doch ein bisschen seltsam, oder?“, sagte der Muminvater unsicher.

„Er war sehr seltsam“, versicherte die kleine Mü. „Total durch den Wind.“

Die Muminmutter seufzte und versuchte die Beine auszustrecken. „Aber das sind die meisten, die wir kennen“, sagte sie. „Mehr oder weniger.“ (MI 35)

In dieser seltsamen Welt soll man sich nun zurecht finden. Immer wieder gibt es Hinweise darauf, dass man zur Orientierung in einer fremden Welt (zum Beispiel einer unvertrauten Insel) gut daran tut, die Orientierung in der eigenen inneren Welt zu organisieren. Nichts Anderes meint Mentalisieren: sich als psychisches Wesen betrachten und erkunden, wie man auch die Umgebung und die Anderen auf ihre psychischen Strukturen hin untersucht. So ist dieses Insel-Abenteuer auch ein Innen-Abenteuer.

Auf der Insel kommt viel in Bewegung (schließlich sogar die Insel selbst, als sie außer sich vor Angst zum Leben erwacht und vor dem Sturm zu fliehen versucht). Mumin ist ebenfalls in Bewegung. Er entdeckt seinen sicheren Ort. Das kennen

wir aus Stabilisierungstrainings, wenn man zu sich selbst finden möchte und in sich auch mal ausruhen: Man sucht seinen sicheren Ort, verbindet ihn mit einem Bild, das man dann immer imaginieren und sich darin zurückziehen kann, wenn man es braucht. Um einen sicheren Ort zu finden und aufzusuchen, muss man schon eine Menge können: Man muss innere Bilder sichern können, auch von anderen Menschen, also über die Voraussetzung zu Beziehungen und sozialem Beisammensein verfügen.

Bei Mumin ist der sichere Ort eine kleine Lichtung. Sie liegt mitten im Dickicht aus zornigen kleinen Tannen und noch kleineren Zwergbirken, das er zunächst mit der kleinen Mü erkundet hatte, bis sie ihn mit der Behauptung ängstigte, dieser kleine Wald sei exakt einer, in dem Menschen von knorrigen Wurzeln festgehalten und zur Geisel genommen werden. So weit ist Mumin noch nicht, dass er dieses Hirngespinnst im Gewande eines Als-ob-Modus sofort durchschaut (s. Kapitel 3). Als er aber kapiert, dass Mü ihn verkoht hat, erkundet er das Wäldchen auf eigene Faust und findet seine Insel. Raus aus der kindlichen Äquivalenz-Falle, rein in reifere Stufen der Selbstwerdung, der Individuation: er findet seine Lichtung. Kurze Zeit später zieht Mumin aus dem Insel-Eltern-Haus aus (das ist der Leuchtturm, in den zunächst alle gemeinsam eingezogen sind). Er nimmt seinen Schlafsack und die Petroleumlampe und zieht auf seine Lichtung. Aber ganz sicher fühlt er sich denn auch dort erst, als er viele Tage später der Mutter seinen Ort gezeigt hat, so ganz kann er seine Welt noch nicht allein regieren. Mumin macht seine eigenen Erkundungen und hat Erlebnisse, die weder er selbst noch sein Vater immer gleich verstehen. Nur die Mutter ahnt, dass sich hier Entwicklung andeutet:

*„Er weiß selbst nicht, was los ist. Du glaubst immer, er sei noch so klein wie früher.“
(MI 220)*

Mumin ist viel allein unterwegs. Nachts trifft er am Strand die Seepferdchen. Das sind nicht diese kleinen gebogenen Wesen, die wie ein kleines, umgekehrtes Fragezeichen aussehen und die zu Myriaden die Weltmeere bevölkern. Auf der Insel sind es richtige kleine Pferdchen, wunderschön anzusehen, und hoffnungslos in sich selbst verliebt. Narzisstische Pferdchen, sehr attraktiv, es gibt sogar etwas wie eine angedeutete erotische Spannung zwischen den Zeilen, ganz ungewohnt.

Mit erhobenen Köpfen und fliegenden Mähnen liefen die Seepferdchen über den Sand, ihre Schwänze flossen in langen, glänzenden Wellen hinter ihnen her. Sie waren unbeschreiblich schön und leicht, und das wussten sie auch, sie kokettierten hemmungslos und ganz selbstverständlich – miteinander, mit sich selbst, mit der Insel oder dem Meer, das war alles eins. Ab und zu warfen sie sich ins Wasser, das um sie hochspritzte und im Mondschein Regenbogen bildete, dann liefen sie unter denselben Regenbogen zurück, warfen sich Blicke zu und neigten die Köpfe, um die gebogene Linie ihrer Hälse und Rücken und den Schwung ihrer Schweife zu betonen. Es war, als würden sie vor einem Spiegel tanzen.

Jetzt standen sie still und rieben sich aneinander, dabei dachte jedes offensichtlich an sich selbst. Während Mumin sie betrachtete, geschah etwas Komisches, das möglicherweise ganz natürlich war – er glaubte plötzlich, ebenfalls schön zu sein, er fühlte sich leicht, verspielt und überlegen und lief hinunter zum Sandstrand und rief: „Was für ein Mondschein! Und diese Wärme! Man könnte fliegen!“

Die Seepferdchen scheuten, bäumten sich auf und galoppierten davon. Mit aufgerissenen Augen rasten sie an ihm vorbei, die Mähnen strömten hinter ihnen her, die Hufe trommelten in Panik, dabei war jedoch klar, dass das alles nur Spiel war. Ihr Erschrecken war nur gespielt, sie genossen es geradezu, und Mumin wusste nicht, ob er Beifall klatschen oder sie beruhigen sollte. Aber er wurde wieder klein, dick und unförmig, als sie an ihm vorbei ins Meer hinausstürzten. (MI 91f.)

Mumin verzehrt sich vor Sehnsucht nach den Seepferdchen, geht immer wieder nachts an den Strand. Er identifiziert sich mit den selbstverliebten Wesen, hat Beziehungsfantasien, man könnte meinen, er erliegt einer ersten früh-pubertären Schwärmerei. In seiner Fantasie zum Einschlafen spielt er den einsamen Retter, den Helden:

Mumin schob rasch alle Gedanken beiseite und holte stattdessen sein abendliches Spiel hervor. Kurz zögerte er, ob er das Abenteuerspiel oder das Rettungsspiel wählen sollte, doch dann entschied er sich für das Rettungsspiel. Das kam ihm passender vor. Er schloss die Augen und machte seinen Kopf ganz leer. Danach beschwor er einen Sturm herauf. (...)

In letzter Zeit rettete Mumin nicht mehr die Muminmutter aus der Seenot, sondern nur das Seepferdchen. Draußen in den Wellen kämpfte also das Seepferdchen. (...)

Mumin rettet nicht mehr die Mutter, sondern das selbstverliebte Seepferdchen: er ist eben schon ein großer Junge, der nicht mehr am Schürzenzipfel hängt, sondern anfängt, sich um sich selbst zu kümmern. Er rudert durch den Sturm,

aber er verspürte keine Angst! Am Ufer rief die kleine Mü hinter ihm her: „Erst jetzt begreife ich, WIE GROSS SEIN MUT IST! Ach, wie sehr bereue ich alles, jetzt, WO ES ZU SPÄT IST...“ Der Schnupferich biss auf seine Pfeife und murmelte: „SO LEB DENN WOHL, ALTER FREUND...“ Doch Mumin kämpfte sich weiter durch die stürmische See, bis er das Seepferdchen erreichte, das kurz vor dem Ertrinken war – er zog es ins Boot, und da lag es nun inmitten seiner nassen gelben Mähne wie ein Häufchen Elend. Er führte es sicher an einen einsamen Strand und trug es dort an Land. Das Seepferdchen flüsterte: „Du bist ja so mutig. Du hast für mich dein Leben riskiert...“ Da lächelte Mumin nur und sagte: „Hier muss ich dich verlassen. Mein Weg führt in die Einsamkeit, so leb denn wohl.“ (...) An dieser Stelle schlief Mumin ein. (MI 145ff.)

In diesen Szenen finden wir nicht nur die Spiegelung wieder (beispielsweise bei den Seepferdchen, die so wirken, als würden sie vor einem Spiegel tanzen), sondern wir treffen auch auf den Äquivalenz-Modus (Mumin wird in den narzisstischen Äquivalenz-Sog gezogen) und ein Als-ob-Abenteuer (als wäre er der Held). In

dem Kontext stoßen wir auf eine Persönlichkeitsstruktur, die nicht im engen Sinne mentalisierungsspezifisch ist: den narzisstischen Selbstbezug.

Die Pferdchen sind in sich selbst verliebt und kokettieren wie vor einem Spiegel. Sie haben kein Mutter-Objekt, das sie spiegeln kann, sie müssen das selbst erledigen: immer selbst den eigenen Wert, die eigene Schönheit betonen und bestätigen, sich um sich selbst drehen. Das sind typisch narzisstische Verhaltensweisen. Die Pferdchen sind allerdings (wie sich deutlich zeigt im weiteren Verlauf des Inselabenteuers) nicht beziehungsfähig, demütigen Mumin und lassen ihn allein. Er lässt sich dadurch nicht kränken, sondern macht in seinem Einschlafspiel Schritte auf dem Weg zum jugendlichen Helden. Es dauert noch ein bisschen, bis er diese Rolle (zum Beispiel im *Lanthandel*, Abschnitt 1.2.) genauer zu verstehen und auszufüllen lernt.

1.2. Mumin und das Snorkfräulein im Lanthandel

Das Snorkfräulein ist Mumin's Freundin. Er lernt sie kennen, als er sich mit dem Schnüferl auf den Weg zum Observatorium gemacht hat – ein Komet kommt angerast, und sie wollen herausfinden, ob er ins Mumintal stürzt, wann das passieren wird und was man dagegen tun kann. Als sie sich unterwegs in der Wildnis zum ersten Mal begegnen, wird das Snorkfräulein gerade von einem fleischfressenden Busch attackiert und Mumin rettet sie. Als sie auf dem Rückweg ins Mumintal einen *Lanthandel* aufsuchen, sucht jeder von den beiden heimlich nach dem passenden Geschenk für den anderen: Was würde seine/ihre Persönlichkeit am besten widerspiegeln? Aber im *Lanthandel* (der gut sortiert ist in Seifenpulver, Angelhaken und Knäckebrötchen) gibt es kein Diadem. Dabei möchte Mumin der Schönsten gern das Schönste schenken. Es gibt auch keinen Orden, den das Snorkfräulein für ihren Helden sucht. Aber die Ladeninhaberin findet ganz oben einen Stern, wie er oben auf den Weihnachtsbaum gehört, und Snorkfräulein schenkt ihn Mumin, dem wiederum die Ladeninhaberin zu einem strassbesetzten Spiegel geraten hat. Snorkfräulein flirtet Mumin an –

„weil du mich vor dem Giftstrauch gerettet hast.“

Mumin war sprachlos und überwältigt. Er kniete nieder, damit das Snorkfräulein ihm die Medaille um den Hals hängen konnte. Der Stern strahlte mit unvergleichlichem Glanz. „Wenn du sehen könntest, wie gut sie dir steht“, sagte sie. Da holte Mumin den Spiegel hervor, den er hinterm Rücken versteckt gehalten hatte. „Der ist für dich“, sagte er. „Du darfst mich spiegeln“. Während sie einander spiegelten, bimmelte die Länglocke...“ KM 108)

Sie spiegeln sich: er sieht sich als Held, als Retter, als bewunderten Mann. Sie sieht sich mit ihren koketten Stirnfransen als schöne und schutzbedürftige Frau. Sie sehen sich, aber sie sehen auch die Klischees der Geschlechterwerdung, die Konstruktion der Mann-Frau-Rolle. Manche Gender-Forscher mögen einwenden, die-

ser Spiegel sei allzu konservativ und enge einen mit überkommenen Rollenbildern ein. Vielleicht macht das aber auch nur deutlich, dass es gut ist, sich nicht nur auf einen Spiegel zu verlassen. Dieser Spiegel aus dem *Lanthandel* sieht nicht alles, und die Markierung scheint unscharf: Erlebt Mumin sich als Held, weil er so gern einer sein möchte? Oder ist er Held, weil das Snorkfräulein ihn dazu macht? Mumin und das Snorkfräulein müssen aufpassen, damit sie die echt empfundene oder gespiegelte eigene Affektlage unterscheiden können von dem, was ihr Gegenüber einbringt, und wenn man das ungeprüft übernehmen würde, wäre es eher ein Selbst-Anteil des Gegenüber, ein fremdes Selbst, „alien self“.

Mumin durchläuft eine Entwicklung von den Seepferdchen (einer Art narzisstischem Durchgangs-Spuk) bis hin zur Rettung des Snorkfräuleins und ihrer wechselseitigen Besenkung. Mumin war schon fasziniert vom Snorkfräulein, als er sie noch gar nicht kannte – er hatte nur den von ihr verlorenen Fußreif gefunden, so dicht am Abgrund, dass befürchtet werden musste, sie sei beim Blumenpflücken abgestürzt. Aber vielleicht lebt sie noch, die schöne junge Frau mit den Stirnlocken, die Mumin so attraktiv fand (er selbst hatte gar keine Haare, und seine Eltern auch nicht, Mumin haben das nicht, nur Snorks). Er wäre gern ihr Held (ein archetypisches Bedürfnis junger Männer). Für sein Sehnen nach der jungen Frau hat er keine Erfahrung, keine Schublade, er spürt es nur quälend deutlich, aber er versteht sich nicht.

Insofern ähnelt er dem kleinen Kind, das seine Affektregungen zwar verspürt, aber nicht einordnen kann. Durch markierte Spiegelung wird dem kleinen Kind ein Begriff davon gegeben, was es gerade spürt, und auf diesem Weg macht es bedeutsame Schritte zur Selbst-Differenzierung, zu inneren Repräsentanzen und zum Symbolisieren als wesentlicher Voraussetzung reiferer Beziehungs- und Bindungsgestaltung (s. Dornes 2004, 179). Snorkfräulein und Mumin machen sich mit Medaille und Spiegel deutlich, dass sie sich mögen, und dass es in Ordnung ist. Die Markierung besteht im Gegenstand, mit dem sie die jeweils eigenen Affekte ausdrücken und die des anderen evaluieren.

1.3. Die Morra – Begegnung, Spiegelung und Entwicklung

Mumin begegnet aber nicht nur den völlig beziehungsunfähigen Seepferdchen, er hat auf der Insel auch mit der Morra zu tun. Die ist nun völlig anders. Die Morra ist ein dunkles, in weite Tücher gewickeltes Wesen. Meist sieht man sie nicht, denn sie sitzt im Dunklen und sieht das Licht an, das die anderen in ihren Häusern und auf ihren Terrassen angezündet haben. Die Morra sitzt und guckt, sie verbreitet eisige Kälte und irgendwann schiebt sie sich fort und man hat sie mehr gespürt (oder erlitten) als gesehen. Mumin kennt sie schon aus dem Mumintal, wo sie ab und an auftauchte.

Das Licht der Lampe fiel auf das Gras und den Flieder und kroch schwach zwischen die Schatten, wo die Morra saß und mit sich selbst allein war.

Die Morra saß schon so lange auf ein und demselben Fleck, dass der Boden unter ihr inzwischen gefroren war. Als sie sich erhob und näher ans Licht hinglitt, zersplitterte das Gras, als wäre es aus Glas. Ein Flüstern des Entsetzens zog sich durchs Laub, ein paar Ahornblätter rollten sich zusammen und fielen zitternd über ihre Schultern. Die Asten bogen sich soweit sie konnten zur Seite. Die Heuschrecken hörten auf zu fiedeln (MI 17)

Mumin fragt als erstes natürlich seine Mutter nach ihrer Meinung. Die Muminmutter verurteilt die Morra nicht. Sie habe nie jemandem wirklich geschadet (vielleicht weiß die Muminmutter gar nichts von dem tragischen Ende des Eichhörnchens mit dem buschigen Schwanz, das zumindest vorübergehend der Morra zum Opfer fällt und erfriert). Aber die Morra mag tatsächlich niemand, sagt die Muminmutter, und da hat sie wohl recht. Mumin versucht sich ein eigenes Bild zu machen. Als die Morra die Familie beobachtet hat und dabei immer näher glitt, hat ihre miese Ausstrahlung irgendwann das Licht der Muminins erlöschen lassen und alle sind schnell ins Haus geflohen. Am nächsten Morgen guckt Mumin nach, wo die Spuren der Morra sind.

„An der Stelle war das Gras ganz braun. Wenn eine Morra mehr als eine Stunde auf demselben Fleck sitzt, kann dort nie mehr etwas wachsen, der Boden stirbt vor Schreck. Im Garten gab es mehrere solche Stellen, die ärgerlichste lag mitten im Tulpenbeet.“ (MI 21)

Mumin versucht die Morra zu verstehen. Er versetzt sich in sie hinein, er spielt ein Rollenspiel, er übt „mentalisieren“.

„Mumin stellte sich vor, er sei die Morra. Er schlurfte langsam und geduckt durchs tote Laub, er blieb regungslos stehen und wartete und verbreitete dabei Nebel um sich, er seufzte und starrte sehnsüchtig das Fenster an. Er war der Einsamste auf der ganzen Welt.“ (MI 21f.)

Wobei dieses Spiel noch kein vollständiges Mentalisieren bedeutet: das Einfühlen ist ein Teil davon, aber zum kompletten Mentalisierungsprozess würde auch die Überlegung gehören, wie sich denn die Morra in ihn einfühlt (kann sie das? will sie das?) und was sie sich von ihm erwartet. Was sagt es über die Morra aus, dass alle Angst vor ihr haben? Hat sie selbst auch so viel Angst? Aber auch Muminins Vorübungen zum Mentalisieren finden schnell Grenzen: er kann die Rolle nur kurz halten, dann überschwemmt ihn wieder sein Mumin-Sein mit den kleinen fröhlichen Gedanken und den Spielen wie „man darf nur auf den Sonnenschein treten“.

Als die Familie die Inselreise mit ihrem Segelboot „Abenteuer“ startet, ahnen sie nicht, dass ihnen die Morra auf den Fersen ist: Sie baut sich eine kleine Insel aus

Eis und folgt der Familie (Muminvater, Muminmutter, Mumin und die kleine Mü) übers Meer.

Mumin lässt der Gedanke an die Morra auch unterwegs nicht los (vielleicht kommt das daher, dass sie ja nicht weit weg ist, ihr Einfluss reicht ziemlich weit). Er spricht mit seiner Mutter:

„Hat ihr jemand was getan, dass sie so geworden ist?“

„Das weiß keiner“, sagte die Muminmutter und zog den Schwanz aus dem Kielwasser. „Es ist wohl eher so, dass ihr niemand was getan hat. Ich meine, niemand hat sich um sie gekümmert. Und daran wird sie sich kaum erinnern, geschweige denn, dass sie dauernd darüber nachdenkt. Sie ist wie der Regen oder die Dunkelheit oder ein Stein, um den man herumgehen muss, um seinen Weg fortsetzen zu können... Mit einer Morra soll man nicht sprechen. Nicht mit ihr und nicht über sie. Sonst wächst sie und man kriegt sie nicht mehr los.“ (MI 30f.)

Als seine Mutter dann ein Nickerchen macht, denkt Mumin weiter nach:

Eine Person, mit der man nie spricht und über die man nie spricht, muss sich doch allmählich auflösen und den Glauben daran verlieren, dass sie überhaupt existiert. Er überlegte, ob ein Spiegel die Lösung wäre. Eine Menge Spiegel könnten aus einer einzelnen Morra unendlich viele machen, von vorn und von hinten, vielleicht könnten die vielen sich sogar miteinander unterhalten. Vielleicht... (MI 31)

In Mumin's Gedanken steckt eine erste Idee des Gruppentherapieprinzips: man spricht mit anderen, die Ähnliches kennen und in denen man sich wiederfinden kann, ohne die Erfahrungen oder Haltungen oder Gefühle der anderen übernehmen zu müssen – Spiegelungsvorgänge. Eine so verstandene Gruppentherapie kümmert sich mehr um das, was andere von einem verstanden haben, als um die eigenen affektiven Antworten. Der Therapeut wird häufiger nachfragen, um was für Affekte es da gerade geht, wie sich das anfühlt und was das für Gefühle sein könnten. Vor allem wird er auch die anderen immer wieder ermuntern, danach zu forschen, was sie verspüren, wenn sie das hören, was einer gerade berichtet (Schultz-Venrath 2013, 215ff.). Mumin wird auch einen Weg finden, die Morra im Alleingang aufzulockern: Er ist ihr ein Gegenüber. Damit wird ein zentrales Moment des Mentalisierens aufgenommen, das wiederum seine Wurzeln in anderen Philosophien und Theorien hat. „Der Andere ist nicht der, den ich verstehen kann, ich kann nur versuchen, mich selbst zu verstehen, ich kann versuchen, das, was der Andere in mir auslöst, zu benennen,“ so beschreibt Plog diesen Vorgang, ohne dass sie von Mentalisierungstheorie zu dem Zeitpunkt erfahren hatte (Plog 1997, 46).

Aber zurück zur Morra und was das mit Mumin anstellt. Die Reisenden sind auf dem Weg zur Insel, und hinter ihnen irgendwo die Morra:

So trieb die Morra voran, immer weiter in die Morgendämmerung hinein, mit einem Schweif aus Eisrauch im Kielwasser... Sie hatte Zeit. Sie hatte nichts außer Zeit. (MI 32)

Bei seinen Strandspaziergängen stößt Mumin auf die Morra. Zunächst ahnt er sie nur, der Hauch ihrer Einsamkeit liegt über der Insel, dann sieht er sie draußen auf dem Meer oder den Klippen sitzen und herüberstarren. Das Licht der Petroleumlampe, denkt er, das zieht sie immer an, wenn wir Licht machen. Aber am Ende ist das Petroleum alle, der ganze Vorrat aufgebraucht bei seinen nächtlichen Entwicklungsgängen, und er geht noch einmal an den Strand ohne das Licht und ist etwas bang, ob die Morra nicht einfach uninteressiert wegbleibt, wenn er kein Licht mehr zu bieten hat. Aber sie kommt, kommt sogar näher denn je, sie strahlt keine Kälte aus und freut sich ihn zu sehen (das merkt man an ihrem Tanz), und Mumin hat eine neue Freundin. Das würde er nie so sagen, seinem Vater teilt er nur mit:

„Hör mal, Vater, ich hab am Sandstrand was zu erledigen. Muss eine meiner Bekannten treffen.“ (MI 223)

Was soll man sonst auch sagen, wenn man selbst noch nicht so genau weiß, was einen da hinzieht, warum man so ein Gefühl von innerem Ziehen und Zerren hat, und warum das so spannend ist, in diesem Wechsel von Zusammensein und Getrenntheit zu leben? Das ist Pubertät, und Mumin wird groß. In einem der nächsten Abenteuer, als der Komet dräut, wartet das Snork-Fräulein mit den entzückenden Stirnfransen auf ihn, und er ist den Wagnissen großer Beziehungen gewachsen, die auf ihn zukommen: Er hat zeitig die Geborgenheit der Zugehörigkeit (die er als Kind so schützend kennengelernt und verinnerlicht hat) mit der kühlen Klarheit der Einsamkeit in seinem Inneren zusammengebracht (siehe das Rettungsspiel, Abschnitt 1.1.). Man nennt das Ambivalenz: abhängig sein in Beziehungen steht im fortwährenden Widerstreit mit der Unabhängigkeit, in der man ohne viele Rücksichtnahmen und Einschränkungen sich ungehemmt selbst verwirklicht. Die Abhängigkeits-Unabhängigkeitsschaukel begleitet uns unser ganzes Leben, immer wieder gaukelt uns der eine der Pole vor, er sei der wahrhaft erstrebenswerte.

Der Morra wie den Seepferdchen fehlt es, das keiner sie je gespiegelt hat. Eine Bindungsfähigkeit in ersten engen Beziehungen (z.B. zu den Eltern) kennen sie nicht. Deshalb können sie in der Ambivalenz-Schaukel nicht schaukeln, sondern nur monopolar ein Extrem ausleben. Die Seepferdchen hängen in der Einseitigkeit fest. Die Morra lässt sich auf Mumin ein und wird aufgelockerter: schon besser!

Zweites Kapitel: Mentalisierung, Identität und De-Mentalisierung

2.1. Ti-ti-uu

Der Schnupferich ist auf seiner Wanderung einer Melodie auf der Spur, die er umschleicht, sie einkreist, ohne sie vorschnell packen zu wollen. Dieser Abend wird

gut sein, sie so vertraut zu machen, dass sie bei ihm bleibt, und sie auf seiner Mundharmonika zu zähmen. Da besucht ihn zu seinem Leidwesen an seinem einsamen Lagerfeuer ein kleines Tier,

„zwei schüchternere Augen unter einem wirren Haarschopf. So wie bedeutungslose Leute eben aussehen.“ (GM 11)

Bedeutungslos also wirkt das kleine Tier. Namenlos ist es zudem, wie wir hören werden. Das kleine Wesen möchte den Schnupferich auf seiner Mundharmonika spielen hören (aber der ist nur vergärzt, weil ihm die geahnte Melodie inzwischen längst entflohen ist). Das Kleine möchte die Geschichten von Schnupferichs Wanderungen hören, aber der denkt nur verbittert:

„Warum können sie mir meine Wanderungen nicht lassen? Begreifen sie denn nicht, dass ich alles kaputt rede, wenn ich darüber erzählen muss. Dann ist es verschwunden, und wenn ich daran zurückdenke, erinnere ich mich nur noch an meine Erzählung.“ (GM 15)

Die Narration ist nicht das Erlebte selbst. Der Schnupferich weiß um derartige Dinge. Und weil er so viel weiß, möchte das kleine bedeutungslose Wesen von ihm einen Tipp haben, wie es sich nennen sollte. Das ist nur recht und billig, denn Auslöser zu diesem Identifikations-Bedürfnis war eine harmlose Frage des Schnupferich, als der kleine Gast ungebetenerweise aufgetaucht war: „Na, wie heißt du denn?“ hatte er gefragt, und das kleine Tier hatte erklärt, dass es so klein sei, dass es bisher nicht einmal einen eigenen Namen habe. Eigentlich hat der Schnupferich heute überhaupt keine Lust, Namen zu erfinden. Aber dann schlägt er ihm doch einen vor, damit es Ruhe gibt:

„Ti-ti-uu, mit einem fröhlichen Anfang und vielen traurigen U am Ende.“ (GM 15)

Der Namensvorschlag bereichert das kleine Wesen, und so beschenkt verlässt es den Schnupferich. Es hat einen Namen, und der Name ist auch noch affektiv aufgeladen von fröhlich bis traurig. Nun ist der Schnupferich wieder allein und hat seine Ruhe, aber das nützt ihm nun auch nichts mehr. Die Melodie ist weg, die Laune mies, am nächsten Tag wandert Schnupferich durch eine öde Gegend, bis er merkt, dass er es bedauert, Ti-ti-uu weggeschickt zu haben, und nach ihm sucht.

„Ti-ti-uu“, rief der Schnupferich leise. „Ich bin gekommen, um mit dir zu reden.“

„Oh, hallo“, sagte Ti-ti-uu und tauchte aus dem Gebüsch auf. „Wie gut, dann kann ich dir zeigen, was ich gemacht hab. Ein Namensschild! Schau mal! Mein eigener neuer Name, der darf über der Tür hängen, wenn ich ein eigenes Haus hab.“

Es hielt ein Rindenstückchen hoch, in das ein Namenszug eingeritzt war, und fuhr mit wichtiger Miene fort: „Sieht gut aus, was? Alle haben es schon bewundert.“

„Sehr schön!“, sagte der Schnupferich. „Und du kriegst also ein eigenes Haus?“

„Ja klar!“, strahlte das kleine Tier. „Ich bin zu Hause ausgezogen und hab angefangen zu leben! Das ist unglaublich spannend! Weißt du, bevor ich einen Namen hatte, bin ich bloß durch die Gegend gerannt und hab so allgemeine Gefühle gehabt und alles, was passiert ist, flatterte um mich herum, manchmal war es gefährlich und manchmal ungefährlich, aber nichts war richtig, verstehst du?“

Der Schnupferich versuchte etwas zu sagen, doch das Tierchen fuhr sogleich fort:

„Jetzt bin ich eine eigene Person und alles, was passiert, hat eine Bedeutung. Es passiert nämlich nicht nur so ganz allgemein, sondern es passiert mir, Ti-ti-uu. Und Ti-ti-uu denkt dies oder das – wenn du verstehst, was ich meine?“ (GM 18f.)

Und dem nun so viel beschäftigten Ti-ti-uu bleibt zum Klönen und Mundharmonika anhören (was der Schnupferich sich jetzt so vorgestellt hatte) gar keine Zeit, schon schlüpft Ti-ti-uu weiter:

„Tschüss, und grüß mir Mumin! Ich hab's eilig, muss leben, weil ich schon so viel Zeit verloren hab!“

Das kleine Tier war sich sicher: Der andere, Schnupferich also, der kann so viel, von dem werde ich profitieren können. Der sperrt sich zwar zunächst, hat gar keine Lust, dem kleinen Wesen auf seinem Weg zu Subjekt-Sein und Individualität zu helfen, aber er sperrt sich nicht dauerhaft, sondern schlägt ihm einen Namen vor. Er bietet ihm ein Spiegelbild seiner Person an, verdichtet in einem Namen. Er greift das Bedürfnis des kleinen Tieres auf und benennt es. Jetzt hat es einen Namen, und es macht sich auf den langen Weg zur Entwicklung einer Identität. Und nun, als das Tier einen eigenen Namen hat, Ti-ti-uu, ist nichts ist mehr so wie vorher: es ist nicht mehr so klein, es ist nicht mehr bedeutungslos, und es hat keine Zeit mehr, weil es so viel erleben muss. Anderen eine Bedeutung zumessen oder sie ihnen vielleicht manchmal erst ermöglichen – das sind die kleinen Begegnungen im Sinne von „Achtsamkeit für die Psyche“, wie der amerikanische Psychiater Allen die Mentalisierung einmal genannt hat (Allen et al. 2008, 86).

2.2. Das Eichhörnchen mit dem schönen Schwanz

Das Eichhörnchen bewegt sich auf der Stufe primärer Repräsentation. Das heißt: Es nimmt seine Welt körperlich und kognitiv wahr, registriert unspezifische Lust- und Unlustgefühle. Es ist aber befangen im körperlich-muskulären Erleben seiner Gefühle, es lebt viszeral, also aus dem Bauch heraus (viszeral bedeutet: die Eingeweide betreffend), ohne die Gefühle bedenken zu können. Muskuläre Spannung wird wahrgenommen, auch viszerale, affektive eher nicht, zumindest nicht differenziert nach Ort und Art. Eine Validierung der eigenen Gefühle an einem Gegenüber ist (noch) nicht möglich. Solch eine Realitätsüberprüfung würde eine Chance bieten, die eigenen Gefühle so kennenzulernen, dass man sie nicht nur als inneren Zustand erlebt, sondern einordnen und sich auch notfalls davon distanzieren kann.

Etwas weiter im Westen, am Meeresufer, hüpfte ein kleines Eichhörnchen planlos auf dem Schnee hin und her. Es war ein sehr törichtes, kleines Eichhörnchen, das sich gern als „das Eichhörnchen mit dem schönen Schwanz“ bezeichnete, wenn es an sich selbst dachte.

Übrigens dachte es weder oft noch lange, sondern fühlte oder spürte meistens etwas. Jetzt hatte es gerade gefühlt, dass die Matratze in seinem Nest allmählich hart wurde, und war daher unterwegs, um eine neue zu suchen. (WM 16)

Es fand einen Karton.

„Eigenartig“, sagte das Eichhörnchen erstaunt. „Dieser Pappkarton war vorher nicht da. Der ist irgendwie falsch. Oder es ist die falsche Höhle. Vielleicht bin ich auch das falsche Eichhörnchen, aber das will ich dann doch lieber nicht glauben.“

Es schob eine Ecke des Deckels hoch und steckte den Kopf in den Karton.

Drunten in der Wärme lag etwas, das fühlte sich weich und angenehm an, und plötzlich erinnerte das Eichhörnchen sich wieder an seine Matratze. Seine kleinen, scharfen Zähne bissen ein Loch in das Weiche und zerrten einen Wollebausch heraus.

Dann zog es einen Bausch nach dem anderen heraus, ganze Berge von Wolle, es arbeitete wie besessen mit allen vier Pfoten und war sehr froh und zufrieden.

Doch plötzlich war da jemand, der dem Eichhörnchen ins Bein zu beißen versuchte. Es fuhr blitzschnell aus der Pappschachtel, zögerte kurz und beschloss dann, lieber neugierig als erschrocken zu sein.

Nach einiger Zeit tauchte ein wütender Kopf mit strubbeligen Haaren aus dem Karton auf.

„Bist du noch ganz bei Trost?!“ fragte die Kleine Mü.

An dieser Stelle sei kurz eingeschoben, dass es sich bei der Kleinen Mü um die Tochter der Mymla handelt und dass sie auch eine Schwester hat. Die kleine Mü ist scharfzüngig und frech, wirkt unerschrocken und man muss bei ihr immer gefasst sein, dass sie einen ins Bein beißt. So viel im Moment zur Kleinen Mü.

„Bist du noch ganz bei Trost?!“ fragte die Kleine Mü.

„Nein, glaub ich nicht“, antwortete das Eichhörnchen.

„Jetzt hast du mich geweckt“, teilte die Kleine Mü streng mit, „und meinen Schlafsack aufgefressen. Was willst du überhaupt?“

Doch das Eichhörnchen war so verwirrt, dass es die Matratze schon wieder vergessen hatte.

Die Kleine Mü schüttelte ärgerlich den Kopf, kam ganz und gar aus dem Karton geklettert und schloss den Deckel (...). Dann trat sie vor und fasste den Schnee an.

„Aha, so sieht der also aus“, sagte sie. „Was die sich alles einfallen lassen.“ (WM 17f.)

Das Eichhörnchen ist so klein, dass es keinen Namen hat, es nennt sich selbst nur das mit dem „schönen Schwanz“. Es kapiert also noch nicht so viel, und es wird durch den massiven Ärger und die bohrenden Fragen der Kleinen Mü so durcheinander gebracht, dass es seine ursprünglichen Ziele (ein neues Bett, das weniger hart

ist) völlig aus den Augen verliert und nicht einmal mehr selbst glaubt, dass es ganz richtig im Kopf ist (also ist es vielleicht doch „das falsche Eichhörnchen“?). Mit der kleinen Mü in dieser Stimmung gibt es keinen gelungenen Mentalisierungsprozess – dazu sind beide viel zu aufgeregt, und wenn in der Gefühlswelt die Wellen zu hoch schlagen, dann kann man nicht vernünftig mentalisieren (Allen et al. 2008, 182). Andere unter den Mumin-Freunden haben das schon verstanden. Als im Verlauf des Theater-Abenteuers (SM 1954) das Snorkfräulein auf den Fundus mit den hunderten von Roben und Abendkleidern und Kostümen stößt, probiert sie ein Kleid nach dem anderen an und lässt dann erstmal wieder davon ab:

Die Kleider raschelten, sie rochen nach Staub und Parfüm und begruben das Snorkfräulein in ihrer weichen Fülle. Plötzlich ließ sie alles los und stellte sich ein Weilchen auf den Kopf.

„Um mich ein wenig zu beruhigen“, flüsterte sie vor sich hin. „Ich muss mich beruhigen, sonst explodiere ich einfach vor Glück. Es sind einfach zu viele...“ (SM 61)

Es scheint sich beim Kopfstehen zur affektiven Regulation um eine für Muminen und ihre Verwandten vertraute Maßnahme zu handeln. In seinen Memoiren erwähnt auch der Muminvater anlässlich eines durch erste Begegnung mit Wald, Bäumen und dazugehörigen Vögeln ausgelösten emotionalen Überschwanges, dass er sich eine Weile auf den Kopf stellte, um sich zu sammeln (MWJ 27). Das Eichhörnchen kennt keine Strategie, erstmal zur Ruhe zu kommen, dann noch mal zurückzudrehen und nachzudenken, was da jetzt los war („stop and rewind“, vgl. Munich in Allen, Fonagy, 2009, 207ff.). Das Eichhörnchen kann (noch?) nicht mentalisieren, und es scheint auch keinen Wert darauf zu legen, es zu lernen. Das kennt man ja: wenn man etwas nicht hat, merkt man vielleicht gar nicht, wie man es vermisst. Und so kommt das Eichhörnchen (im Gegensatz zu Ti-ti-uu) nicht zu einem eigenen Namen. Das kann die Individualisierung und Entwicklung von Identität behindern, weshalb die Internationale Kinderrechtskonvention der UNO schon seit Jahrzehnten in §7 (1) das Recht auf den Namen für jedes Kind festschreibt.

Auch wenn ein Name nicht immer weiter hilft. Missverständnisse sind auch bei Namen programmiert: Als im Winter ein Hemul auf Brettern die Hänge herabgesaust kommt, gibt es Gelegenheiten für zahlreiche Missverständnisse.

Der da wird viel Marmelade essen, dachte Mumin. Und was ist das, was er an den Füßen hat?

Der Hemul legte das Horn auf das Dach des Holzhauses und schnallte die Skier ab.

„Gute Abfahrten hier“, sagte er. „Habt ihr auch Slalom?“

„Werd mich erkundigen“, sagte Mumin.

Er kroch wieder in den Salon zurück und fragte:

„Ist hier jemand, der Slalom heißt?“

„Ich heiße Salome“, flüsterte das Wusel, das vor dem Spiegel erschrocken war.

Mumin ging wieder zum Hemul hinaus und sagte: „Nur beinahe. Wir haben eine, die heißt Salome“. (WM 83)

Mit dem Hemul wird Mumin dann nicht recht warm, wengleich der Hemul in seiner unnachahmlichen Handlungsfokussierung nicht nur Verständnislosigkeit und Abwehr hervorruft, sondern auch – allerdings eher nebenbei – Salome, das kleine Wusel, aus dem Schneesturm rettet. Er rettet auch noch Knick, den sehnsüchtigen Hund, vor seinen wölfischen Verwandten, und zieht dann weiter mit Salome im Rucksack und Knick in seiner Spur, und er spielt auf seinem messingglänzenden Horn den „Einzug der Hemulen“ und andere schmetternde Stücke. Die Mentalisierungskompetenz des Hemul ist ausgesprochen begrenzt, er merkt nichts davon, dass er allen auf die Nerven geht mit seinem Sport und seinem Horn, aber er ist ein herzensguter Hemul mit einem hemdähnlichen, schwarz-gelben Strickpullover.

2.3. Onkelschrompel: Namen vergessen als De-Mentalisierung

Nun ist die Identität nicht immer ein Zuckerschlecken. Es reicht nicht, einen Namen zu haben – und bei den Hemuls ist es ja eigentlich auch nur ein Familienname, ein Gattungsname sozusagen.

Der Hemul wachte langsam auf. Dann fiel ihm wieder ein, wer er war, und er wünschte, er wäre jemand anders. (HM 27)

Erst ist man niemand, und wenn man jemand geworden ist, ist es womöglich auch nicht recht. Am Anfang steht der Name, den man kriegt. Am Ende gibt man ihn wieder ab. Der Onkelschrompel ist so alt, dass er schon seinen Namen vergessen hat.

Er war schrecklich alt und sehr vergesslich. Als er eines dunklen Herbstmorgens aufwachte, hatte er vergessen, wie er hieß. Wer die Namen anderer Leute vergisst, wird mitunter melancholisch, aber den eigenen zu vergessen, das tut nur gut.

Er hatte keine Lust, aufzustehen und ließ den ganzen Tag neue Bilder und Überlegungen nach Belieben auftauchen und wieder verschwinden, machte ab und zu ein Nickerchen, wachte wieder auf und wusste schließlich nicht einmal mehr, wer er war. Es war ein friedlicher und sehr spannender Tag. (HM 42)

„Onkelschrompel“ ist dann einer der Namen, die er für sich selbst ausdenkt. Man könnte ihn ein bisschen aus der Distanz betrachtet als dement bezeichnen. Wenn man sich als Psychotherapeut mit Überlegungen beschäftigt, wie sich mentales Geschehen als Gefühlswahrnehmung und -austausch (d.h. Mentalisierung) entwickelt, könnte man nur so vom Wort her die De-Mentalisierung als Gegensatz zu dem „normalen“ Mentalisieren verstehen, dann wären Demenz und Mentalisierung Gegensätze. Das stimmt aber überhaupt nicht. Der Onkelschrompel hat seinen eigenen Kosmos in sich, seine Beziehungen gehen nicht mehr so sehr nach außen, sondern in seine Erinnerungen, in seinen Körper, und er wird kompromiss-

loser. Demenz ist in diesem Sinne nicht die Abwesenheit von Mentalisierung, sondern der Übergang vom Mentalisieren nach außen zum Mentalisieren nach Innen. Er hat es gar nicht mehr nötig, um das Wohlwollen der anderen zu buhlen. Die sollen ihn kennenlernen.

Die Sehnsüchte des alten Mannes bekommen ein Eigenleben, sie werden in ihm lebendig und auf die Umgebung gespiegelt, oder auch projiziert, das liegt hier dicht beieinander. Er ist dann mit den eigenen inneren Strebungen konfrontiert, als wenn sie wie andere Personen um ihn herum leben, und manchmal wird das ein lustiges Durcheinander, aber auch manchmal ein bisschen komisch, vielleicht sogar bedrohlich, denn paranoide Gedanken und Gefühle werden meist angstbesetzt erlebt.

Viele werden einem mit Namen vorgestellt, bloß um ihren Namen dann gleich wieder zu verlieren. Das sind die Leute, die sonntags zu Besuch kommen. Sie schreien einem höfliche Fragen ins Ohr, weil sie sich nie merken können, dass man nicht taub ist. Sie versuchen, sich möglichst einfach auszudrücken, damit man ihnen folgen kann. Dann sagen sie Gute Nacht und gehen nach Hause und spielen und tanzen bis in den Morgenrauen. Das sind die Verwandten. (HM 42f.)

Diese nächtelangen Feiern beschäftigen den Onkelschrompel aufs Nachhaltigste. Er würde zu gern den Verwandten auf die Schliche kommen und sie auf frischer Feier-Tat ertappen. Als er in das Mumintal gewandert ist und dort die anderen alle trifft, außer der, weil die ist ausgeflogen, den ganzen Herbst lang, da meint er sie zu erwischen, die Verwandten:

Der Onkelschrompel lag im Salon auf dem Sofa, hatte seine Nase ins schöne Samtkissen gesteckt und hörte, wie jemand sich in die Küche schlich. Dann ein ganz leises Klirren, wie von Glas. Er richtete sich in der Dunkelheit auf, spitzte die Ohren und dachte: jetzt feiern sie. (HM 65)

Schon lange hat keiner mehr mit ihm gefeiert, mit Tanz und kühlen Getränken, und er geht davon aus, dass sie alle hinter dieser Feierei so her sind wie er in seinen Gedanken. Stattdessen trifft er dann aber, als er nachgucken geht, nur die Mymla in der Speisekammer, wie sie von den Mixedpickles nascht, und erfährt durch sie vom Urahn, der dreihundert Jahre alt sei. Das macht ihn neidisch, dass da einer noch älter sein soll als er, und außerdem verdirbt er sich während des Gesprächs den Magen an Mixedpickles. Denn er würde der Mymla gegenüber nie zugeben, dass er sicher war, eine Feiergusellschaft in der Speisekammer anzutreffen, weil dort ein gläsernes Klirren zu hören war. Lieber tut er so, als sei er nur gekommen, um endlich so viele Mixedpickles essen zu können, wie er will, ungestört, und nun sitzt er da und muss mit der Mymla sprechen und zur Tarnung größere Mengen an Mixedpickles vertilgen. Dass die so sauer sind, hätte er nicht gedacht.

Die Mymla erwähnt, wie gesagt, den Urahn, der soll ein paar hundert Jahre alt sein, keiner weiß das genauer. Seitdem der Onkelschropfel jetzt etwas von dem Urahn gehört hat, sucht er nach ihm. Ursprünglich soll der Urahn hinter der Kachelofentür gelebt haben, aber da ist keiner anzutreffen. Die Mymla setzt den Onkelschropfel dann auf den alten Kleiderschrank oben im Treppenhaus an. Das ist ein Spiegelschrank, innen an der Tür ist ein großer Spiegel angebracht, und mit diesem Spiegel oder auf anderen Mitteilungsebenen spiegelt der Schrank immer das, was man fürchtet, was man nicht so gerne wahrhaben will und ähnliche unliebsame Angelegenheiten. Der Schnupferich sucht nach Mumins Brief, denn der verabschiedet sich jedes Jahr mit einem Brief, wenn er in den Winterschlaf geht, und nun ist kein Brief zu finden. Der Schrank – leer, das hatte Schnupferich befürchtet. Leer wie das ganze Mumintal, kein Brief, kein Mumin. Die Filifjonka sieht zwar auch, dass der Schrank leer zu sein scheint. Sie hat aber den Blick der zwanghaft Putzsüchtigen für potenzielle Bedrohungen: die ganzen Insekten, kleine Wesen, die noch kleinere Spuren hinterlassen, Fäulnis und Verderben... Sie flieht vor der potenziellen Bedrohung aus dem Schrank ins Zelt des Schnupferichs, der sie beruhigen kann. Dann kommt Onkelschropfel und sucht den Urahn in dem Schrank – die Mymla hatte doch angedeutet, dass sich darin etwas verbirgt... Die Schranktür gleitet auf, und da steht der Onkelschropfel mit Stock und Hut und begrüßt den einzigen Bewohner im Muminhaus, der ihn verstehen kann, denn Altern ist ein einsames Kapitel, keiner versteht einen und keiner kann sich einfühlen. Oft findet man nicht mal einen zum Spiegeln.

Sehr langsam öffnete er den Schrank, worauf die Tür mit dem Spiegel nach außen aufschwang.

Obwohl die Kerzenflamme in dem dunklen Flur sehr schwach leuchtete, konnte der Onkelschropfel den Urahnen sehr klar und deutlich erkennen. Er stand ihm direkt gegenüber. Der Urahne hatte Stock und Hut und kam ihm ziemlich seltsam vor. Sein Schlafrock war zu lang und er trug Gamaschen. Keine Brille. Der Onkelschropfel trat einen Schritt vor, der Urahne ebenfalls.

„Aha, du wohnst also nicht mehr im Kachelofen“, sagte der Onkelschropfel. „Wie alt bist du? Trägst du nie eine Brille?“ Er war sehr aufgeregt und klopfte mit dem Stock auf den Boden, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. Der Urahne tat es ihm nach, antwortete aber nicht.

„Er ist taub“, sagte sich der Onkelschropfel. „Ein stocktauber alter Knacker. Aber trotzdem ist es nett, jemand zu treffen, der weiß, wie man sich fühlt, wenn man alt ist.“ Er betrachtete den Urahnen sehr lange. Schließlich zog er seinen Hut und verbeugte sich. Der Urahne tat das Gleiche. Sie trennten sich mit gegenseitiger Hochachtung. (HM 112)

Das ist bei weitem das Beste, was einem passieren kann: die Hochachtung, die man dem Ahnen entgegenbringt, der einem im Spiegel gegenüber steht. Das ist so gut wie sich selbst geachtet, das versteht sich ja von alleine. Später, als dem Onkelschropfel zu Ehren tatsächlich ein Fest gegeben wird und er natürlich richtig dabei ist, kommt der Ahn trotz persönlicher Einladung nicht. Und als der Onkelschrom-

pel ihn holen gehen will und in seinem Ungestüm (und seiner Enttäuschung) den Spiegel innen an der Schranktür zerdeppert, ist von dem Ahn überhaupt keine Spur mehr zu entdecken, also beschließt Onkelschrompel, sich zu verabschieden und auch Winterschlaf zu machen.

Sich selbst spiegeln, sich im Spiegel erkennen, könnte eine Art Selbst-Erkenntnis sein. Der Onkelschrompel ist mit dem, was er da entdeckt, nicht wirklich glücklich. Er hat erfolgreich seinen Namen vergessen, hat sich selbst einen neuen ausgedacht, hat sich gegen das Erinnern gewehrt und nur noch seinen Träumen gelebt. Er hat die Suchmethoden verworfen, mit denen man etwa seine Brille wieder zu finden versucht, wenn man nicht mehr weiß, wo man sie zuletzt hingelegt hat:

Soll ich dir sagen, wie das von früh bis spät klang? So: Wo hast du es zuletzt gesehen? Versuch dich zu erinnern. Wann ist es passiert? Wo ist es passiert? Haha! Damit ist jetzt Schluss. Ich vergesse und verliere alles, wozu ich gerade Lust habe. (HM 87)

Und so dementalisiert er vor sich hin, immer wieder in Gefahr, von den anderen zu Erinnerungen verführt zu werden, die ihn dann ganz krank machen. Und so wie Spiegelung ursprünglich eine Entwicklung einleitet, die zu Mentalisieren, zu Interaktion und Leben führt, so führt Dementalisieren aus dem Leben heraus. Und der Spiegel liegt in Scherben. Anfang und Ende. A und O.

Drittes Kapitel: Als-ob und Äquivalenz

3.1. Homsa: Vom Spiel zur Angst

Der nicht ganz so kleine Homsa hat noch einen kleineren Bruder, auf den er immer aufpassen muss. Man kann nicht behaupten, dass er darüber besonders glücklich wäre. Kleine Brüder sind eine Plage, findet er, und es wäre besser, dass

die so lange in einer Schublade gehalten werden, bis sie was kapieren. (GM 24)

Oft können selbst seine Eltern den nicht ganz so kleinen Homsa nicht verstehen. Dabei ist doch ganz klar, dass es um die Rettung der zivilisierten Welt geht, oder zumindest als ob es um die Rettung der zivilisierten Welt ginge:

Als der Homsa beim Gemüsebeet angelangt war, legte er sich platt auf den Bauch und schlängelte sich durch den Salat. Das war die einzige Möglichkeit. Der Feind hatte Kundschafter ausgesandt, die waren überall, ein paar flogen sogar durch die Luft.

„Ich werd ganz schwarz“, sagte der kleine Bruder.

„Sei still“, flüsterte der Homsa, „wenn dir dein Leben lieb ist. Was glaubst du wohl, was man in einem Mangrovensumpf wird? Blau?“

„Das hier ist Salat“, sagte der kleine Bruder.

„Wenn du so weitermachst, wirst du bestimmt bald erwachsen“, sagte der Homsa. „Dann wirst du genau wie Mama und Papa, und das geschieht dir gerade recht. Dann siehst du und hörst du ganz normal und damit meine ich, dass du weder siehst noch hörst, und dann ist es aus mit dir.“

„Oho“, sagte der kleine Bruder und fing an, Erde zu essen.

„Die ist vergiftet“, bemerkte der kleine Homsa kurz. „Alles, was in diesem Land wächst, ist vergiftet. Und jetzt haben sie uns erblickt und das haben wir nur dir zu verdanken.“

Zwei Kundschafter sausten quer übers Erbsenbeet auf sie herab, doch der Homsa tötete sie schnell. (GM 22f.).

Das geht also ganz schön zur Sache da auf dem Gemüsebeet, wenn auch noch die Krähen angreifen (oder so tun als ob, oder der Homsa denkt sich, dass sie so tun als ob). Doch dann verliert der Homsa seinen kleinen Bruder aus den Augen, kehrt nach Hause zurück und berichtet den Eltern, der Kleine sei von Schlammsschlangen überfallen und verspeist worden und dann kriegt er dafür einen ziemlichen Ärger, und währenddessen sitzt der kleine Bruder auf dem Hof und isst immer noch (oder: wie immer) Erde. Der etwas größere Homsa muss wegen seiner Flunkerei ohne Abendessen ins Bett und ist mächtig verstimmt über seine Eltern. So schlecht haben sie sich noch nie benommen! Er hat auf ihre Eltereien (Gegenstück zu: „Kinderereien“) keine Lust mehr und beschließt abzuhausen. Und so wird es dann auch gemacht, ab durch Heide und Moor. Sein Weg in die Welt ist nicht ohne Probleme, denn seine Einbildungskraft ängstigt ihn manchmal selbst.

Irgendwo hinten im Moor rollte der Geisterwagen los, er schickte rote Lichtblitze übers Heidekraut, er knirschte und knarrte und fuhr schnell und immer schneller.

„Warum hast du ihn dir auch vorgestellt!“, sagte sich der Homsa. „Da ist er jetzt. Lauf!“ (GM 30)

Dann kommt er an ein kleines rundes Haus, in dem Licht brennt. Es ist rund, also wohnt wohl eine Mymla darin, und tatsächlich, der Homsa trifft auf die kleine Mü. Sie erstattet dem immer verängstigter werdenden Homsa im Tonfall größter Selbstverständlichkeit darüber Bericht, dass die lebendigen Pilze schon im Nachbarzimmer angekommen sind und die Großmutter schon zugewachsen sei, und er soll lieber einen Teppich zusammenrollen und vor den Türspalt schieben, damit sie nicht hier auch noch durch den Spalt unter der Tür reinkommen. Das Ticken, dass sich da wie eine Uhr anhört, dass seien die Pilze, wenn sie wachsen, und gleich würde die Tür denn doch wohl platzen und die ganze Zeit sitzt die Mü auf dem Schrank, weil es da sicherer sei vor den SchlammPilzen, und sie weigert sich, den Homsa auch raufzulassen, so viel Platz sei da oben nicht, und so bleibt ihm nichts übrig, als sich unter dem Sofa zu verstecken, als es an die Tür klopft... und dann steht da der Homsa-Vater vor der Tür, er sucht seinen Sohn, und es gibt gar keine Pilze, der Oma geht es gut nach ihrem kleinen Schläfchen im Nebenzimmer, und die Mü hat das alles nur erfunden, der Homsa ist sprachlos über diese Heimtücke, er ist gekränkt und kann es nicht fassen, dass sie ihm solche Angst gemacht hat.

Der Homsa ist ein kleiner Könnler in dem Metier des Als-ob, er versenkt sich so in sein Spiel gegen die allgegenwärtigen Feinde, dass er sogar seinen kleinen Bruder vergisst. Dass sich seine Eltern Sorgen machen, als er ohne den Kleinen zurückkommt, gehört nicht zu seiner Welt, das ist die trockene, kalte Eltern-Realität, wie langweilig! Außerdem sitzt der Kleine wie immer im Hof, stopft wie immer Erde in sich rein, funktioniert fast noch auf der viszeralen Ebene, im Körpergefühl des Babys, immer das Gleiche, langweilig! Aber er, der größere Bruder, er hat die Welt in der Hand, er lässt den Geisterwagen fahren. Und wenn ihm sein eigenes Spiel zu viel wird, stellt er sich als nächstes vor, er sei ein Polarforscher, der seit zehn Jahren auf der Suche nach seinem Zuhause ist, und der es gleich finden wird, und schon findet er es und ist daheim angekommen, das ist eine Kleinigkeit für einen erfahrenen Polarforscher, klappt doch.

Aber so eine Konkurrentin im Konstruieren von Als-ob-Welten, wie er sie in der Kleinen Mü antrifft, die hat der Homsa nicht auf der Rechnung. Da kippt doch glatt sein eigener spielerischer Als-ob-Modus in die bedrohliche allgleiche Äquivalenz, und er hat den Wechsel nicht selbst in der Hand, das ist schade. Er hat gerade gelernt, dass er seine Realität beeinflussen kann, indem er einen neuen Bezugsrahmen darum herum baut, und so hat er dann den Krieg gegen die bösen außerirdischen Krähenheere konstruiert. Und nun soll er verstehen, dass nicht nur er solche Konstruktionen schaffen kann, sondern die andere auch? „Das ist unfair!“, höre ich ihn schimpfen, „Ich hab nichts gegen Als-ob, ich lebe ständig im Als-ob, aber mir ist, als ob dieses Als-ob gar nicht von mir stammt, das geht doch nicht!“ Dieses nicht selbst erfundene Als-ob hat die fatale Eigenschaft, sich angsteinflößend in Äquivalenz umzuwandeln. Aus dem Spiel mit verschiedenen Lebenselementen im vollen Bewusstsein der realen Unbedrohtheit wird die allumfassende Wirksamkeit der (ursprünglich spielerisch erfundenen) Bedrohungen, aus dem Nervenkitzel wird eine echte Zerreißprobe.

Der Homsa erlebt hier ein Phänomen, das sich in unglücklich verlaufenden Entwicklungen kleiner Personen immer wieder dramatisch ereignet. Wenn die kleine Person sich die Welt aneignen will, nutzt sie zunächst den ungeheuren Spielraum, den diese Welt darstellt: ein Raum zum Spielen ohne Ende, was auch immer sie will. Wichtig ist dafür, dass eine Bezugsperson durch ihre Spiegelung erkennbar macht, dass es sich um ein Spiel handelt. Wenn der kleine Junge im Spiel seinen Vater mit einem Holzstück in der Hand erschießt, als sei er eine Reinkarnation von Jesse James, dann fällt der Vater röchelnd um, tut einen letzten Seufzer – und steht unverseht wieder auf. Ein Klasse Spiel! Echt umgefallen, als ob er tot wäre! Deutlich verwirrender ist es, wenn diese Spiegelung nicht so markiert ist (also erklärend oder übertrieben, so dass man an der Markierung gleich merkt, dass es kein Ernst ist, sondern eine gleichsinnige Antwort): wenn der Vater „unmarkiert“ oder in echt zurückschießen würde, zum Beispiel, das wäre ein Einbruch fremder Realität in die eigene Als-ob-Welt. Wenn man auf eine Mü trifft, die das Phantasiegebilde, in

dem man sich einigermaßen sicher bewegen konnte, toppt durch furchterregende Details über die Mörderpilze im Nebenzimmer, dann überrollt einen die Angst. Da schlägt das Als-ob-Feeling um in eine allumfassende Äquivalenz, alles wird ängstlich und bedrohlich, und eine Realitätsprüfung wird nicht einmal mehr erwogen. Das ist furchtbar, und eigentlich hat der Homsa recht: So geht es nicht!

Es ist hilfreich, wenn man für sich selbst Als-ob-Spiel und Äquivalenz-Überschwemmungen auseinanderhalten kann. Zusätzlich muss ich aber auch noch ein Gefühl dafür entwickeln, in welche Als-ob-Strukturen mein Gegenüber verwickelt ist – und mich womöglich auch noch zu verwickeln droht. Ganz schön unübersichtlich.

Der Homsa ahnt schon, dass die wankelmütig zwischen Als-ob und Äquivalenz changierende Verfassung nicht ewig weitergehen wird. Er wird immer mehr Sicherheit darin gewinnen, die Als-ob-Spielereien an der Realität zu messen und sich von den Als-ob-Eskapaden nicht ins Bockshorn jagen zu lassen. Dann werden die Als-obs keine allzu bedrohliche Seite mehr haben und nicht mehr frei fluktuierend in Äquivalenzen übergehen. Aber einen Teil ihrer die kleine Person ganz erfassende und erfüllende Spannung werden sie auch eingebüßt haben: Dann ist man groß, vielleicht sogar erwachsen, und es wird deutlich langweiliger.

3.2. Ein Weg und viele Perlen

An dem Morgen, als der Muminvater die Brücke über den Fluss fertig gebaut hatte, machte Schnüferl, das kleine Tier, eine Entdeckung. Es entdeckte einen ganz neuen Weg. Der Weg schlüpfte an einer dunklen Stelle in den Wald und das Schnüferl blieb lange stehen und schaute hinter ihm her.

Das muss ich Mumin erzählen, dachte es. Diesen Weg müssen wir gemeinsam erforschen, allein riskiere ich das nämlich nicht. (...)

Als das Schnüferl nach Hause kam, war Mumin gerade damit beschäftigt, eine Schaukel aufzuhängen.

„Hallo“, sagte das Schnüferl. „Ich hab ganz allein einen eigenen Weg entdeckt. Er sieht gefährlich aus.“

„Wie gefährlich?“, fragte Mumin.

„Ich würde sagen, enorm gefährlich“, antwortete das kleine Schnüferl ernst.

„Dann müssen wir belegte Brote mitnehmen“, sagte Mumin.

„Und Saft.“ Er ging zum Küchenfenster und sagte: „Mutter, wir essen heute unterwegs.“

„Aha“, sagte die Muminmutter. „Kein Problem“. Sie legte die Brote in den Korb, der neben dem Spültisch stand. Dann holte sie eine Pfote voller Bonbons aus einer Büchse und zwei Äpfel aus einer anderen, tat vier Würstchen von gestern dazu und eine Flasche Saft, die immer fertig gemischt auf dem Bord über dem Herd stand.

„Prima“, sagte Mumin. „Bis später. Wir kommen, wenn wir kommen.“

„Macht's gut“, sagte die Muminmutter. (...)

Sie erforschen den Weg, trotz aller Gefahren, die ihrer dort harren könnten, und als der Weg immer schmaler wird und am Ende fast verschwunden ist und sie eigentlich nicht weiter wissen, finden sie das Meer. Mumin springt hinein und taucht, bis das Schnüferl Sorge hat, Mumin könne ertrunken sein. Aber der hat keine Zeit für Schnüferls Sorgen:

„Übrigens ist mir eine Idee gekommen, während ich dort unten war. Eine ausgezeichnete Idee, aber die ist ein Geheimnis.“

„Wie groß?“, fragte das Schnüferl. So groß wie ‚Möge der Abgrund mich verschlingen‘?“

Mumin nickte.

„Möge der Abgrund mich verschlingen“, haspelte das Schnüferl herunter. „Mögen die Geier meine dürren Gebeine fressen und möge ich nie mehr Eis essen, wenn ich das Geheimnis aller Geheimnisse nicht bewahren kann. Und?“

„Ich werde Perlenfischer und verstecke meine Perlen in einer Kiste“, sagte Mumin. „Alle weißen Steine sind Perlen. Alle, die sehr weiß und sehr rund sind.“ (KM 5ff.)

Natürlich sind nur die Steine aus dem Meer (in das Schnüferl sich nicht hinein traut) echte Spiel-Perlen, nicht die, die das Schnüferl am Strand findet. Mumin blockiert sofort Schnüferls Genossenschafts-Modell, als ob er ein Perlen-Stein-Monopol habe – wer eine Phantasie hat, darf bei ihrer Ausgestaltung auch an sich selbst denken. Sie sind einen Weg gegangen und in einer Phantasie angekommen, in einer Als-ob-Situation (mentalistisch gesprochen). Diese Als-ob-Welt ist rituell gerahmt, der aus fernen Kinderzeiten überlieferte Zauberspruch des Schnüferl vom Abgrund und den Geiern dürfte ausreichen, den Spiel-Raum gegen unangemessene Realitätseinwirkungen zu sichern. In den Mumin-Geschichte sind es immerhin ganz schön harte Realitäten, die alles prüfen, was nicht niet- und nagelfest ist. In diesem Fall rast ein Komet auf die Welt zu, wird vielleicht am siebten August auf die Erde treffen, und dann gibt es vielleicht nicht mal mehr eine einzige Stein-Perle, die übrig ist. Das Meer wird sich schon bald zurückgezogen haben, alles ist dann rötlich-heiß geworden... Mumin weiß übrigens meist ganz genau, wann es an der Zeit ist, aus einem Als-ob-Spiel auszusteigen und mal nachzugucken in der Welt, worauf man noch so aufpassen muss. Als Schnüferl sich beklagt, dass die Flucht vor dem Kometen langweiliger ist als das Perlen-Spiel, das sie am Tag zuvor so schön begonnen hatten, weist ihn Mumin zurecht. Schnüferl jammert:

„Immer nur graue Ufer, die gleich aussehen, und nichts zu tun. Wir hätten Perlen fischen und in der Höhle kleine Regale bauen können...“

„Perlen“, sagte Mumin. „Das waren doch bloß weiße Steine. Das hier ist Ernst, vergiss das nicht. Die Welt kann jeden Moment untergehen, und wir sind unterwegs, um zu erforschen, was man dagegen tun kann. Gestern hast du von nichts anderem geredet als von gefährlichen Sternen.“ (KM 37)

Am Ende ist der Untergang untergegangen, und Schnüferl hat zwar das Geheimnis seiner Höhle lüften müssen (die wurde als Zuflucht gebraucht), aber der Name

seiner Katze ist immer noch sein Geheimnis. Mögen die Geier seine dürren Gebeine...

3.3. Mumin, die kleine Mü und die Angst vor der Äquivalenz

Mumin und die kleine Mü lagen auf dem Bauch in der Sonne und guckten ins Dickicht hinein. Es bestand aus niedrigen, zornigen kleinen Tannen und noch kleineren Zwergbirken, die ihr Leben lang mit den Stürmen hatten kämpfen müssen. Jetzt krochen die Bäumchen eng aneinander hin, um sich gegenseitig zu schützen, die Wipfel hatten aufgehört zu wachsen, aber die Äste klammerten sich überall am Boden fest.

„Toll, dass sie so wütend sein können“, sagte die kleine Mü voller Bewunderung.

Mumin spähte unter die dichte Masse aus kämpfenden Bäumen, wo die Stämme sich wie Schlangen hin und her bogen und wanden. Er sah den Teppich aus kriechendem Tannenreisig und braunen Tannennadeln und darüber lauter Höhlen und Grotten aus Dunkelheit.

„Schau mal“, sagte er. „Die Tanne da hält eine kleine Birke im Arm, um sie zu retten.“

„Glaubst du, ja“, sagte die Mü düster. „Ich glaube, die Tanne da hält sie gefangen. Das hier ist genau die Art von Wald, in der Leute gefangen gehalten werden. Es würde mich gar nicht wundern, wenn jemand da drinnen gefangen gehalten würde – so!“

Sie schlang Mumin die Arme um den Nacken und kniff ihn.

„Lass das!“, schrie Mumin und riss sich los. „Ist das wirklich wahr? Wird da jemand drinnen gefangen gehalten...?“

„Du nimmst dir immer alles so zu Herzen“, sagte die Mü verächtlich.

„Überhaupt nicht“, rief Mumin. „Aber ich sehe eben, wie ein Gefangener da drin sitzt! Das wird sofort ganz wirklich, ich weiß nie, ob jemand es ernst meint oder mich auf die Schippe nimmt. Ist das dein Ernst? Ist da jemand drin?“

Die kleine Mü lachte und stand auf. „Sei nicht so doof“, sagte sie. (70f.)

Wenn Mumin im Äquivalenzmodus alles für real nimmt und damit die Ängste, was sein könnte, zur realen Bedrohung werden lässt, dann wird ihm ganz bange zu Mute. Die kleine Mü hat aber einen Witz gemacht, oder zumindest nur mal versucht, ob sie dem kleinen bangen Mumin etwas über das wirkliche Leben beibringen kann. Sie erzählt von der Geiselnahme einer kleinen Tanne und wer da noch alles gefangen gehalten wird, und als Mumin das einen Moment lang ernst nimmt und in Panik zu geraten droht, geht sie weg und wirft ihm im Verschwinden zu, er solle nicht so doof sein. Das ist eine harte Lektion, aber sie meint es nur gut: Er muss seine Fähigkeit trainieren, die Äquivalenz zu verlassen und sie zu überprüfen, sonst wird sie zur Falle, in der er sich immer wieder angstschlotternd verfangen wird. Als sich die Sache mit den kleinen Bäumchen zuspitzt, weil sie im zunehmenden Sturm und angesichts der nahenden Morra zu fliehen versuchen und dabei mit ihren Wurzeln, die sie lockern und fast aus dem Boden ziehen, den schlafenden Mumin fast ein-wurzeln und fesseln, ruft er dieses Mal die kleine Mü zur Hilfe. Die kennt sich aus mit Realität und echten Gefahren, man kann an ihrer Seite Sicherheit schöpfen. Der Umgang mit einengenden Modi (ob Als-ob oder Äquivalenz)

ist eine Angelegenheit von Interaktion, man kann am besten reflektieren und integrieren, indem man sich mit jemandem unterhält. Und wenn es die kleine Mü ist.

3.4. *Muminmutter und der reflektierte Modus*

Als-ob-Modus und Äquivalenz sind wichtige Bestandteile der psychischen Entwicklung. Sie können schlimme Störungen begründen, wenn sie nebeneinander oder isoliert stehen und jemand sozusagen im Als-ob oder in der Äquivalenz stecken bleibt. Sie sind aber nicht per se pathologisch, sondern zentrale Bestandteile reifer Persönlichkeit und gehören somit zum Erwachsen-Sein dazu. In der erwachsenen, integrierten Persönlichkeit begegnen sie sich, wechseln sich ab und sind zwei Schrittfolgen, die gemeinsam einen schönen Tanz ergeben. Niemand kann das besser als die Muminmutter.

Wir sind immer noch auf der Insel. Die Muminmutter versucht alles Mögliche, um die vier Rosenbüsche zum Anwachsen zu bringen, die sie aus dem Muminthal mitgebracht hat. Aber der Wind ist zu kalt und zu stark, die Erdkrumen sind zu klein und alle Kraft ist aus ihnen herausgewaschen vom ewigem Inselregen und den immer wieder hoch aufsteigenden Fluten. Also beginnt sie (als Ersatz für den mickernden Insel„garten“) im Wohnzimmer oben im Leuchtturm mit einem Tintenstift einen Zweig auf die weißgekalkte Wand zu malen. Es wird ein Geißblatt, und dann kommen weitere Pflanzen, ganze Bäume dazu, die rundherum laufende Wand wird mit immer mehr Garten gefüllt. Als die Muminmutter fertig ist, strahlt die Abendsonne durch das Leuchtturmfenster, und als sie einen selbst gemalten Apfelbaum umarmt (die Borke ist rissig und warm), da ist sie plötzlich mittendrin in ihrem Bild. Als die Familie von ihrem Tagwerk auf der Insel zum Leuchtturm zurückkehrt, treffen sie die Muminmutter nicht an, die sich hinter einem Baum ihres Wohnzimmer-Gartengemäldes versteckt.

Die Muminmutter stand hinterm Apfelbaum und beobachtete, wie ihre Familie Tee kochte. Sie sahen alle leicht verschwommen aus, als bewegten sie sich unter einer Wasseroberfläche. Das, was passiert war, hatte die Muminmutter nicht besonders überrascht. Endlich befand sie sich in ihrem eigenen Garten, wo alles an seinem Platz war und so wuchs, wie es wachsen sollte. Das eine oder andere war nicht ganz richtig gezeichnet, aber das machte nichts. Sie setzte sich ins hohe Gras und lauschte dem Kuckuck, der irgendwo hinterm Fluss rief. Als das Teewasser zu kochen anfang, war die Muminmutter fest eingeschlafen. Den Kopf hatte sie an ihren Apfelbaum gelehnt. (MI 170f.)

Es gibt ein kleines Durcheinander, als die Familie sich auf die Suche nach der Muminmutter begibt und auf der ganzen Insel nicht fündig wird, auch wenn die Kleine Mü versichert, man finde Mütter immer in irgendeiner Ecke wieder, wenn man nur genau nachsehe. Dann ist auch tatsächlich die Mutter wieder im Wohnzimmer und behauptet, nur einen kleinen Spaziergang gemacht zu haben.

„Du darfst uns keinen solchen Schrecken einjagen!“, sagte der Muminvater. „Wir sind es gewöhnt, dass du abends im Haus bist, vergiss das nicht.“

„Genau das ist ja das Schlimme“, seufzte die Muminmutter. „Man braucht Abwechslung. Man gewöhnt sich zu sehr aneinander, alles ist immer gleich, nicht wahr, Liebling?“

Der Muminvater starrte sie verunsichert an, aber sie lachte nur und nähte weiter. (MI 174f.)

Wir dürfen diese Episode nebenbei als Hinweis auf eine leicht anarchische, aber auch gereifte Grundstruktur der Muminmutter nehmen. Hinter der Fassade der runden, gütigen, verlässlichen (wengleich manchmal etwas einfältig erscheinenden) Mutter verbirgt sich ein starker Charakter, der den kindlichen Als-ob-Modus genial zu nutzen versteht. Als das Inselabenteuer nahezu unerträglich wird und nacheinander alle Träume zerplatzen, so auch ihr Traum vom selbst angelegten Inselgarten, geht sie in ihren Ersatz-Garten, den sie auf die Wand des Wohnraumes im Leuchtturm gemalt hat. Sie umarmt die Bäume, die sie mit der für Fischernetze vorgesehen Farbe und grobem Pinsel auf die weiß gekalkte Wand gemalt hatte, und versteckt sich im Obstbaum-Wald-Wandbild. Dort tankt sie Seelenkraft in ihrem Als-ob-Garten und kehrt dann zur Familie zurück, um den anderen weiter Mut machen zu können. Das ist eine Funktion ihrer mütterlichen Fürsorge, für die sie durch die Als-ob-Energie gestärkt wird.

Die konstruktive Nutzung des Als-ob-Modus gelingt allerdings erst durch die dialektische Verknüpfung mit seiner Parallel-Struktur, dem Äquivalenz-Modus. Die Muminmutter malt einen Garten auf die Wand und freut sich an ihrem Gemälde. Aber sie taucht dann ganz ein, gibt die Realitätskontrolle auf, verlässt das Bewusstsein, mit der Wirklichkeit ein souveränes Spiel zu spielen, und verschwindet in ihrem Garten. Da lässt sie sozusagen die Zügel mal ganz los, badet in den Strahlen der untergehenden Sonne und in der lebendigen Berührung mit Rinde und Gras, lässt sich selbst umschließen wie sie sonst andere umschließt mit der unbedingten und sicheren Mütterlichkeit. Und so erweist sich die Batterie, die sie mit neuer Energie füllt, als eine Als-ob- und gleichzeitig eine Äquivalenz-Batterie. Das „ständige Gleiten der Bedeutungen“ (Laplanche/Pontalis 1972, 397) findet seine Entsprechung im Gleiten der Modi, die nicht gegeneinander stehen oder sich bekämpfen bzw. ausschließen, sondern (gekonnt gehandhabt) ergänzen und abwechseln. Gemeinsam ergeben sie eine reife Entwicklung.

Aber daneben gibt es ja noch die andere, eher nicht „mutterliche“ Seite der Muminmutter. Sie macht im reflektierenden Gespräch mit ihrem Mann deutlich, dass sie dessen kleinbürgerliche Erwartungen nicht erfüllen wird – oder nur soweit, wie sie selbst es angebracht findet. Man braucht Abwechslung, reklamiert sie. Was in dieser rundlichen Mutter wohl noch alles steckt! Dabei ist auch völlig klar, dass sie durch ihre kleinen Impulse zur Belebung der familiären Interaktion (man braucht

Abwechslung) ihre innige Bindung an ihren Mann keine Sekunde infrage stellt – Wandel und Entwicklung durch zeitweiliges Heraustreten aus der Zeit.

Das Bild der mentalisierenden Muminmutter wird abgerundet mit einer kleinen Szene, als Tofsla und Vifsla als Fremde das Mumintal erreichen und noch nicht wissen, ob sie willkommen sind:

„Trauen wir uns anzuklopfeln?“, fragte Tofsla. „Was ist, wenn jemand rauskommst und schreiselt?“

Im selben Augenblick streckte die Muminmutter den Kopf zum Fenster heraus und schrie: „Kaffee!“

Tofsla und Vifsla erschranken so fürchterlich, dass sie sich durch die Luke in den Kartoffelkeller stürzten.

„Ih“, rief die Muminmutter aus und fuhr zusammen. „Da sind bestimmt zwei Ratten soeben in den Keller geschlüpft. (MdG 141)

Wird sie in Panik ausbrechen? Hüpfst sie sofort hysterisch auf einen Stuhl und stößt spitze Schreie aus? Gibt sie Anweisung, eine Rattenfalle aufzustellen? Nichts von alledem. Die Muminmutter ordnet an:

„Schnüferl, lauf runter und bring ihnen ein bisschen Milch.“

Dann erblickte sie den Koffer, der noch vor der Treppe stand. „Auch noch Gepäck“, sagte sie. „Ojemine. Dann bleiben sie hier.“

Und damit machte sie sich auf die Suche nach dem Muminvater, weil sie ihn bitten wollte, noch zwei weitere Betten zu machen. Aber nur zwei sehr, sehr kleine. (MdG 141f.)

Als Schnüferl den beiden Neuankömmlingen Milch bringen will und sich lautstark ärgert, dass die beiden sich (doch wohl eher aus Angst) verstecken und sie ihn dann (wahrscheinlich ebenfalls aus Angst) in ihrem fremden Dialekt beschimpfen, kehrt er in die Küche zurück und teilt mit, dass es sich bei den neuen Gästen um Ausländer handelt. Man könne sie überhaupt nicht verstehen (später stellt sich heraus, dass der Hemul als Dolmetscher fungieren kann, allerdings übersetzt er manchmal mehr seine eigene Meinung als die Aussagen der beiden Kleinen). Die Muminmutter macht sich sofort Sorgen, wie sie den Fremden gerecht werden soll:

Die Muminmutter seufzte.

„Na, dann gute Nacht!“, sagte sie. „Wie soll ich jetzt herausfinden, was sie sich an ihrem Geburtstag zum Nachttisch wünschen oder wie viele Kissen sie unterm Kopf haben wollen!“ (MdG 143)

Schlussgedanken

Tove Jansson hat in ihren Mumin-Geschichten zahllose Beispiele dafür geliefert, wie zentral auch im Leben nordischer Trollfamilien die seelische Entwicklung und die Mentalisierungsfähigkeit sind. Sie hätte vermutlich selbst solche Behauptungen gar nicht aufgestellt, aber sie wusste um diese Dinge, ohne dazu die entsprechenden Fachtermini zu brauchen. Sie hat Elemente der Entwicklung, der Spiegelung und der wechselseitigen Versicherung beschrieben: Wenn ich dir sage, wer du bist, sagst du dann mir, wer ich bin? Sie hat den Weg der Individualisierung geschildert, den jedes Wesen durchläuft (ob kleines Wusel, Homsa oder Mumin). Und sie hat die wesentlichen Erfahrungsmodi beschrieben, die vor der Ausbildung einer integrierten Mentalisierung stehen, und deren komplexes Zusammenspiel. All das findet sich in ihren Texten, ohne dass sie darüber Vorlesungen gehört oder Fachbücher studiert hatte. Die Mentalisierungstheoretiker ihrerseits dürften möglicherweise nichts von Tove Jansson gewusst haben. Hier treffen zwei einander unbekannte Systeme aufeinander, die überraschend weitgehende Übereinstimmungen aufweisen. Auf diese Weise tragen sie wechselseitig zur Evaluierung des jeweils anderen Systems bei. Tove Jansson beschreibt seelische Prozesse, wie sie tatsächlich auch bei uns Menschen regelhaft auftreten. Und die Mentalisierungstheorie ist so umfassend, dass sie sogar die Welt nordischer Trolls erhellen kann.

Literatur

- Allen, J. G.; Fonagy, P.; Batemann, A. (2008): *Mentalizing in Clinical Practice*. Washington DC [Deutsche Ausgabe: Allen, J. G.; Fonagy, P.; Batemann, A. (2011): *Mentalisieren in der psychotherapeutischen Praxis*. Stuttgart]
- Allen, J. G.; Fonagy, P. (2006): *Handbook of Mentalization-Based Treatment*. Chichester [Deutsche Ausgabe: Allan, J. G.; Fonagy, P. (Hrsg.) (2009): *Mentalisierungsgestützte Therapie*. MBT Handbuch – Konzepte und Praxis. Stuttgart]
- Becker, M. (2007): *Gruppenmusiktherapie mit schwermehrfachbehinderten Menschen als Containment*. Vortrag Westfälische Wilhelms-Universität Münster. In: www.uni-muenster.de/imperia/md/content/musikpaedagogik/musiktherapie/pdf-dateien/becker-gruppenmusiktherapie.pdf
- Brockmann, J.; Kirsch, H. (2010): Konzept der Mentalisierung. *Psychotherapeut* 55, 279–290
- Dornes, M. (2004): Über Mentalisierung, Affektregulierung und die Entwicklung des Selbst. *Forum der Psychoanalyse* 20, 175–199
- Engelmann, I. (2011): *Mentalisierung im Kinderbuch – Pu der Bär und die Mumin*. Vortrag Hochschule Magdeburg, FB Soziales und Gesundheit. In: <http://engelmannsnotizen.jimdo.com/seelenleben/>

- Frohne-Hagemann, I. (2012): Mentalisierungsbasierte Musiktherapie in der Behandlung Kinder und Jugendlicher. Vortrag beim 2. Symposium für Kinder- und Jugendmusiktherapie in Norddeutschland, Schwerin 2012. In: www.frohne-hagemann.de/wp-content/uploads/2012/02/frohne_hagemann_vortrag-Symposium-Schwerin-9.Juni-2012.pdf
- Jansson, T. (1945): Mumins lange Reise. Würzburg (1992, 2007) [= MLR]
- Jansson, T. (1948): Die Mumins. Eine drollige Gesellschaft. Würzburg (1954, 2008) [= MdG]
- Jansson, T. (1954): Sturm im Mumintal. Würzburg (1955, 2006) [= SM]
- Jansson, T. (1954): Mumins wundersame Inselabenteuer. Würzburg (1970, 2003) [= MI]
- Jansson, T. (1962): Geschichten aus dem Mumintal. Würzburg (1966, 2007) [= GM]
- Jansson, T. (1968): Muminvaters wildbewegte Jugend. Würzburg (1963, 2006) [= MWJ]
- Jansson, T. (1968): Komet im Mumintal. Würzburg (1961, 2002) [= KM]
- Jansson, T. (1970): Winter im Mumintal. Würzburg (1968, 2006) [= WM]
- Jansson, T. (1970): Herbst im Mumintal. Würzburg (1972, 2006) [= HM]
- Jendis, M. (2001): Mumins wundersame Deutschlandabenteuer. Zur Rezeption von Tove Janssons Muminbüchern. Diss. Umea universitet, Institutionen för moderna språk, Schweden
- Laplanche, J.; Pontalis, J.-B. (1972): Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt a. M.
- Müller-Nienstedt, I. (1994): Die Mumins für Erwachsene – Bilder zur Selbstwertung. Solothurn, Düsseldorf
- Plog, U. (1997): Die Begegnung mit dem Anderen. Die Psychotherapeutin 7, 45–50
- Schultz-Venrath, U. (2113): Lehrbuch Mentalisieren. Psychotherapien wirksam gestalten. Stuttgart
- Stern, D. N. (1985): The Interpersonal World of an Infant: A View from Psychoanalysis and Development. London [Deutsche Ausgabe: Stern, D. N. (1992): Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart]

Anmerkung zu den Mumin-Büchern von Tove Jansson: Die Jahreszahl hinter dem Autorennamen bezeichnet das Erscheinen der schwedischen Originalausgabe. Am Schluss der Literaturangabe steht das erste Erscheinen der deutschsprachigen Übersetzung sowie das Jahr der Neuübersetzung. (IE)

Ingo Engelmann
 Dr. phil., Dipl.-Psych., Psychologischer Psychotherapeut,
 Musiktherapeut (DMtG), Supervisor.
 Friedrichstraße 66a
 21244 Buchholz
 klangengel@t-online.de